Ausgabe 31

LebensZeiten

Ein Magazin über das Unvermeidliche und für das Leben danach

Dennoch Ja zum Leben sagen

Gedicht

Auch das ist Kunst

Auch das ist Kunst, ist Gottes Gabe,
aus ein paar sonnenhellen Tagen
sich so viel Licht ins Herz zu tragen,
dass, wenn der Sommer längst verweht,
das Leuchten immer noch besteht.

Johann Wolfgang von Goethe

Erste Worte

Liebe Leserinnen und Leser,

„Trotzdem Ja zum Leben sagen“: Das ist der Titel eines Buchs von Viktor E. Frankl, dem Begründer der Logotherapie.

Für die Menschen in diesem Heft könnten kaum bessere Worte gefunden werden.

Ihnen eine bereichernde Zeit beim Lesen!

Andrea Maria Haller
lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de

Inhalt

Lebenswege

Im Grunde gut 6

Auftrag: Leben! 12

Kunst, Kultur und Historisches

Ganz im Leben:
die Künstlerin Inge Sobotta 4

In guter Gesellschaft:
Augustin Krämer auf dem Uffkirchhof 21

Gesellschaft

Wie ist das eigentlich?
Schüler stellen Fragen 22

Veranstaltungen und Tipps

Trauergruppen und Begleitung 20

Gedicht

Auch das ist Kunst 2

Bildquellenangaben 20

Impressum 24

LebensZeiten erscheint vierteljährlich. Mit LebensZeiten wollen wir die Angst vor dem Tod und vor Trauer nehmen und uns für einen offenen Umgang mit diesen Themen einsetzen. LebensZeiten soll helfen, sich auf das Unvermeidliche vorzubereiten, und Mut machen für das Leben danach. Hier erzählen wir die Geschichten der Menschen, die uns in unserer Arbeit als Bestatter begegnen.

In dieser Serie stellen wir Künstler aus der Region vor.
Diesmal: die Künstlerin Inge Sobotta.

Ganz im Leben

So richtig festgelegt auf einen Stil hat sich Inge Sobotta aus Leinfelden-Echterdingen nicht. Und das würde auch gar nicht zu ihr passsen.

Die humorvolle Künstlerin malt mal mit Aquarellfarben, mal mit Acryl. Zeitweise fertigt sie mit Fundstücken kleine Objektkästen. Oder sie arbeitet an einem Siebdruck, gerne auch mit Pastellkreide auf Sandpapier. Manche ihrer Arbeiten haben ein konkretes Motiv, sind gegenständlich, ganz fein und zart. Andere sind eher abstrakt und ziemlich wild.

Auch wenn sie selbst noch auf der Suche nach dem roten Faden zu sein scheint, der sich durch alles hindurch zieht: Viele Betrachter sehen ihn sofort. Denn Inge Sobottas Bilder tragen, wie sie selbst auch, eine Kraft und eine Lust in sich, die ganz für sich sprechen. Eine Kraft, die Ja sagt zu diesem Leben mit all seinen Facetten, seinen Herausforderungen und Freuden, seinen Tränen und Festen. Immer und immer wieder findet die Künstlerin ihren Weg, ihre Arbeiten in ihrem ästhetischen Ausdruck auf das Wesentliche zu reduzieren.

Ihre Bilder machen neugierig und nähren Auge und Seele.

Inge Sobotta arbeitet im Atelierhaus in Filderstadt.

Im Grunde gut

Wie vielen Trauernden wird auch Eva oft die Frage gestellt: Wie geht es dir? Eine Frage, die man selten mit einem kurzen Wort beantworten kann und selten mit einer detaillierten Ausführung beantworten möchte. Es kann sich jedoch lohnen, genau hinzuhören.

Eva, die in ihrem wirklichen Leben anders heißt ist Bauingenieurin. Deswegen haben wir als Illustrationen diese Säulen ausgewählt.

Es geht ihr gut, sagt Eva, wenn sie gefragt wird. Manchmal denkt sie, sie sollte sich vielleicht noch einen kleinen Nachsatz einfallen lassen. Aber dann ist der Moment auch schon wieder vorbei. Und es stimmt ja, es geht ihr gut. Das hat sie schon immer gesagt, es hat ja auch immer gestimmt. Es stimmt immer noch.

Obwohl da so viel geschehen ist: Ende 2021 musste Eva ihren Mann bestatten. Er starb, nachdem er fast zehn Jahre lang mit Multipler Sklerose gekämpft hatte.

2012 wurde die Krankheit diagnostiziert. Als Eva mit dem ersten Kind schwanger war, musste Reinhard schon streckenweise in den Rollstuhl.

Die Familie war es gewohnt, ein Leben zu haben, das durch Krankheit eingeschränkt wird. Urlaube sind schwierig, eigentlich unmöglich. Papa kann die Kinder nicht hochheben, mit ihnen nicht herumtollen. Einen gesunden Vater lernen die beiden Kleinen nie kennen. Im Gegenteil: Sie erleben, wie er immer weniger wird.

> Eva ist bemüht, den Kindern gute Erinnerungen zu verschaffen.

Eva ist bemüht, den Kindern gute Erinnerungen an ihren Papa zu verschaffen. Wie jene, als sie in ein Hotel gehen, das besonders gut auf Menschen mit Behinderung ausgerichtet ist. Dort kann Papa mit den Kindern schwimmen gehen. Der Aufwand ist groß. Reinhard will es auch, aber es ist vor allem für die Kinder.

In der kleinen Familie ist Reinhard bis heute sehr präsent. Lena erzählt viel von Papa und darüber, was sie alles mit ihm gemacht hat. An manches erinnert sie sich nicht selbst, weiß es nur durch Erzählungen, aber sie nimmt das als ihre eigenen Geschichten an.

Lena will, dass Papas Bilder jetzt endlich aufgehängt werden. Damit es nicht aussieht, als hätten sie nie einen Papa gehabt.

Also gestalten sie gemeinsam eine Wand mit Bildern von Reinhard. Bilder, auf denen Reinhard ist, mit den Kindern, mit Eva. Bilder, die ihn in Beziehung zeigen. Eva achtet darauf, dass es ausgewogen ist, dass jeder zum Vorschein kommt. Und dass es kein Schrein für Reinhard wird.

Die Kinder reden ganz unbefangen über Reinhard, über seinen Tod, über alles. Das möchte sie ihnen bewahren. Manchmal hat Eva Angst, dass diese unbefangene Art, mit der die Kinder mit Reinhards Tod umgehen, bei anderen anstößig wirken könnte. Dass andere vielleicht nicht so gut damit umgehen können.

Der Papa macht aber Krach, sagen sie, als ein Gewitter kommt.

Eva versucht, auf die Vorstellungen der Kinder einzugehen und sie darin zu stärken. Und auch der heiteren Seite Raum zu geben.

Manchmal muss sie schlucken. Ein Kind sagt: Ich wünschte, ich könnte auch gestorben sein. Dann könnte ich jetzt mit Papa auf einer Wolke sitzen. Sie schauen sich gemeinsam die Wolken an. „Ja, aber hier ist es doch auch schön, und wir können so viel zusammen machen. Ich wünsche mir, dass du noch ganz lange hierbleibst“, sagt Eva.

Die Kinder verwenden das Präsens für den Papa. Und Eva übernimmt diese Sprache – meistens.

Klar, manchmal wird es ganz schön emotional. Bei Lena ist es meistens Wut, die rauskommt.

> Der Papa macht aber Krach, sagen sie, als ein Gewitter kommt.

Noch ist Eva in Elternzeit, hat Zeit für sich. Tagsüber, wenn die Kinder in der Kita sind, abends, wenn sie im Bett sind.

Meistens ist alles gut. Oft schaut sie fern. Lenkt sich ab. Manchmal stellt sie sich ganz bewusst dem Schmerz. „Jetzt kann ich das. Jetzt fühle ich mich stark genug.“ Sie schaut sich Bilder an. „Ich kann dran denken.“

Wenn es zu viel wird, macht sie den Fernseher an. Reinhard hätte gesagt: Jetzt läufst du wieder davon. Er kannte sie so gut.

Manchmal ist Reinhard ganz präsent. Abends, wenn sie auf dem Balkon eine Zigarette raucht. Sie kann mit ihm lachen, ihm etwas erzählen, sogar hören, wie er antwortet. Er ist ganz nah. Das ist schön. Doch diese schöne Seite kann sie kaum erzählen.

Sie hat das Gefühl, sie müsste anderen sagen, wie traurig sie ist. Das erwarten die anderen. Vielleicht auch nicht.

Ob das ihr Thema ist oder das der anderen, weiß sie nicht. Sie kann das gut reflektieren. Gleichzeitig will sie sich den Reaktionen nicht aussetzen. Wenn sie alleine ist, bekommt sie das gut hin. Kann dann aus der Intensität der Gefühle wieder aussteigen, wenn es ihr zu viel wird. Im Gespräch mit anderen ist es für sie schwieriger. Erst wenn sie mit anderen darüber spricht, kommen ihr die Tränen. Sie kann nicht ganz einordnen, warum das so ist.

Auch mit ihren Freundinnen spricht sie wenig über Reinhard. Sie beobachtet, dass alles eher auf der praktischen Ebene bleibt. Es sind gute, stabile Beziehungen. Sie erfährt viel Hilfsbereitschaft.

Sie denkt, dass die anderen vielleicht denken könnten, sie solle froh sein. Froh, weil sie jetzt weniger Arbeit hat als früher, in jener Zeit, als sie sich auch um Reinhard kümmern musste. Das Thema will sie nicht anschneiden.

Auch mit Reinhards Familie spricht sie eher wenig über Reinhard. Auch weil meistens die Kinder dabei sind. Es gibt Zeiten alleine, aber die sind meist von Praktischem geprägt: Reinhards Kleidung, Unterlagen, Papierkram. Alltägliches.

Sie reden über vieles. Aber nicht über Reinhard oder wie es ihnen geht. Das war auch schon so, als Reinhard krank war. Nicht über Gefühle sprechen. Das kommt ihr sehr entgegen.

An manchen Tagen ist sie empfindlicher als an anderen. Da tun kleine Nebensätze weh. Zwei Stunden später würde sie drüber lachen oder einen bestimmten Kommentar sogar schätzen. Die Schwankungen sind irgendwie intensiver geworden.

Durch Reinhards Krankheit ist es Eva klarer geworden, dass es nicht selbstverständlich ist, dass man laufen kann. Wenn sie jetzt Fahrrad fährt, denkt sie: wie toll! Ich kann Fahrrad fahren. Durch Reinhards Tod hat sie mehr Zeit, das zu realisieren und ins Bewusstsein sinken zu lassen.

> Sie hat das Gefühl, sie kann Krisen meistern.

Irgendwie hat die ganze Situation sie auch selbstsicherer gemacht. Sie hat das Gefühl, sie kann Krisen meistern. Und ihr ist klar, wieviel Gutes sie hat. Sie hat ein sicheres Zuhause, gesunde Kinder. Sie hat jetzt eine Zeit, in der sie viel Raum für sich hat. Sie hat eine Arbeit, auf die sie sich freut. Ihr alter Arbeitgeber hat ihr die Möglichkeiten geboten, wieder zu arbeiten und dies so zu strukturieren, wie es für sie passt.

Es bringt nichts, sich zu viele Sorgen zu machen. Das hat sie Reinhards Krankheit gelehrt. Und da war es auch immer gut, so viel mit Reinhard zu reden und im Austausch zu sein. Zu reflektieren. Das konnte sie mit Reinhard gut. Dass sie das alles gemeistert hat, hat ihr eine gewisse Ruhe gegeben. Alles andere schaffe ich auch noch. Es geht. Es wird gehen. Es kommt, wie es kommt.

Es gibt vieles in der Wohnung, das sie an Reinhard erinnert. Die Einrichtung, die Möbel, die Küche. Und natürlich auch die Bilder, die sie und die Kinder aufgehängt haben.

Den Alltag bekommen Eva und die Kinder gut hin. Die Kinder haben im Kindergarten guten Anschluss gefunden. Die Betreuerinnen sind einfühlsam und kreativ. Was ihr fehlt, ist das Gegenüber und der Austausch. Sie beobachtet an sich, dass es lange dauert, bis sie so richtig ins Gespräch kommt.

Eva ist überrascht, wie gut es mit Reinhards Freunden weitergeht. Sie wird eingeladen. Die Freunde bemühen sich um die Kinder. Es fühlt sich nicht wie Mitleid an, sondern sie hat das Gefühl, man schätzt sie als Person.

Alexander lacht wie Reinhard, sagt einer, so etwas tut ihr gut. Vor den Kindern hält sie solche Kommentare zurück. Sie will nicht, dass sie das zu sehr beeinflusst – das könnte sich komisch für sie anfühlen. Dass die Freundschaften weitergehen, tut ihr gut. Selbst wenn sie nicht viel über ihn sprechen. Die Verbindung zueinander und zu Reinhard ist da.

> Manchmal scheut sie sich davor zu sagen, dass sie Spaß hatte.

Sie macht jetzt vieles, was sie vorher nicht machen konnte. Sie fahren in den Urlaub. Gehen Ski fahren, besuchen befreundete Familien. Das ist gut. Aber natürlich kein Ersatz für Reinhard.

Manchmal scheut sie sich davor zu sagen, dass sie Spaß hatten. Sie will nicht, dass jemand denkt, sie trauere nicht.

Veranstaltungen sind irgendwie schwieriger geworden. Zwar ist Eva auch schon früher öfters alleine zu Veranstaltungen gegangen. Ging ja nicht anders. Aber sie ist immer heimgekommen, und Reinhard war da. Wollte wissen, was war, wer da war. Sie konnte ihm alles erzählen, mit ihm reden. Miteinander reden, das ging immer schon gut. Sie haben immer viel miteinander geredet, und das ist es, was Eva am meisten vermisst. Die Gespräche, das Heimkommen und Erzählen. Reinhards Fragen, seine Einblicke und Beobachtungen. Ich vermisse Reinhard.

All das müsste sie eigentlich in den Nachsatz packen, wenn sie gefragt wird: Wie geht es dir?

Auftrag: Leben!

Über 30 Jahre waren Ebi und Kurt unzertrennlich. Sie arbeiteten und lebten zusammen. Als Ebi stirbt, nimmt Kurt einen Teil seiner Asche mit nach Hause.

Kurt Fuchs war 58 Jahre alt, als sein Lebenspartner Ebi starb. Es war in Kanada, auf einer Insel nördlich von Toronto. Dort haben die beiden regelmäßig über viele Jahre hinweg im Sommer gearbeitet. Ebi wurde von einer Wespe gestochen, erlitt einen anaphylaktischen Schock, verdrehte die Augen, und …

Kurt weiß in dem Moment sofort, dass Ebi tot ist. Dieser leere Blick.

Trotzdem wird Ebi noch so schnell es geht im Boot von der Insel zum Festland gebracht. Von einem Hubschrauber zum Krankenhaus geflogen. Jemand hatte den Notruf gewählt.

Ebis Gehirn war über eine halbe Stunde ohne Sauerstoff. Kurt war klar, was das bedeutet, selbst wenn Ebi reanimiert werden würde.

Kurt sagte: keine Wiederbelebung. Lasst ihn gehen.

Kurt und Ebi hatten beide Patientenverfügungen, Vollmachten, Testamente. Gott sei Dank. Als schwules Paar konnten sie sich auf keine Rechtslage verlassen. Vor allem nicht international. Die kanadischen Behörden akzeptierten jedoch Kurt als Ebis Ehemann.

> Kurt sagte: keine Wiederbelebung. Lasst ihn gehen.

Vor vielen Jahren hatten Kurt und Ebi beide auf Lehramt studiert. Beide haben dann bald gemerkt, das ist nichts für sie. Sie kochten lieber. Zunächst für Freunde, für Familienfeiern. Dann gründeten sie, ganz professionell, einen der ersten Catering-Services in Stuttgart. 1985 war das. Die beiden waren Partner. Nicht nur privat, auch geschäftlich. Und in dieser Rolle kamen sie auch auf diese Insel nach Kanada.

Kennengelernt hatten sie sich 1974, auf einer Wanderung am 1. Mai. Es passte einfach. Für beide. Bald sind sie zusammengezogen und lebten gemeinsam in ihrer Wohnung in der Stadtmitte in Stuttgart.

Bis zu jenem Tag in Kanada.

Noch auf dem Weg zum Krankenhaus bestätigen die Sanitäter Ebis Tod. Die Schwestern im Krankenhaus bahren Ebi auf. Mit weichen, freundlichen Stimmen sagen sie ihm, er soll sich so viel Zeit nehmen, wie er braucht. Sie bleiben im Hintergrund. „If you need us …“

Kurt und Ebi in guten Zeiten.

Es tut gut. Sie waren wunderbar, sagt Kurt. Mit manchen von ihnen hat er heute noch Kontakt.

Ebi wird untersucht. Die Polizei stellt Fragen. Es dauert lange, bis sie die Stelle finden, wo das Insekt gestochen hat.

Dann wird Ebis Körper einbalsamiert. Das ist in Kanada so üblich. Weil viele Orte sehr abgelegen sind, dauert es manchmal etwas länger, bis eine Trauerfeier organsiert werden kann. Die Einbalsamierung macht den Körper haltbarer.

Eine Woche später organisiert Kurt in Kanada eine kleine Feier für diejenigen, die Ebi kannten. Ebis Sarg ist offen. Es kommen auch Freunde aus Deutschland, um sich zu verabschieden.

In diesen Tagen findet Kurt keine Tränen. Alles ist surreal. Gleichzeitig, so sagt er es heute, hat es ihm gutgetan, bei jedem Schritt dabei zu sein. Ebi nicht einen Moment aus den Augen zu verlieren.

> „Ein paar Finger da, ein paar Knochen hier. Gott wird´s wenig kümmern.“

Kurt entscheidet sich für eine Einäscherung. Außerdem dafür, einen Teil der Asche auf jener kanadischen Insel zu lassen, die Ebi so liebte, und einen Teil mit nach Deutschland zu nehmen. Aber erst nach langem Nachdenken. Er fragt einen Priester, was der vom Aufteilen der Asche hält. Der Priester lacht: Wir machen das doch schon seit 2000 Jahren so. Ein Finger hier, ein paar Knochen da. Gott wird's wenig kümmern.

Also nimmt Kurt einen Teil der Asche mit nach Deutschland. Auf Anraten des Krematoriums transportiert er die Asche nicht in einer Urne, sondern etwas getarnter. Und nicht zu viel. Er ist nervös. Werden sie ihm die Asche abnehmen? Er landet in Paris, fliegt weiter nach Stuttgart, und keiner stellt Fragen.

Freunde holen ihn vom Flughafen ab, Sie bieten ihm an, dass er bei ihnen bleiben kann, doch Kurt will heim. Das ist sein Zuhause, hier hat er mit Ebi mehr als 30 Jahre zusammengelebt. Es ist ein merkwürdiges

Gefühl, dort zu sein, ohne Ebi. Ich muss sehen, was wird, sagt er. Ich bleibe hier.

In den ersten Tagen ist er viel unterwegs. Etwas orientierungslos wandert er durch die Straßen.

Ebis Tod hat sich herumgesprochen. Viele wollen es kaum glauben. In der Markthalle geht Kurt von Stand zu Stand. Viele kannten Ebi. Manche konnten Ebi und Kurt nicht auseinanderhalten. Irgendwann wird Kurt müde, hört die Kirchenglocken und erinnert sich, dass Ebi sich oftmals in die Stiftskirche zurückgezogen hatte. Einfach so, um ein paar Minuten Pause zu haben.

Kurt macht es ihm nach und findet in diesen Momenten eine Ruhe, die ihm guttut. Da ist die Verbindung zu Ebi, der auch oft in diesen Räumen war, und da ist diese Stille. Bald geht er jeden Tag, sitzt in der letzten Reihe.

Durch die Mitarbeit in der Gemeinde wird er vom Hilfe-Suchenden zu einem Hilfe-Gebenden.

Die Freunde in Stuttgart hatten keine Gelegenheit, sich von Ebi zu verabschieden. Sie haben ja nur Kurts Wort. Kurt spürt, wie schwierig das für viele ist. Es fehlt etwas. Es fehlt der Abschied. Etwas nervös nimmt er Kontakt zu einem Diakon der Stiftskirche auf. Eigentlich hat er ja mit Kirche nicht viel am Hut, sagt er. Doch gleich in den ersten Minuten merkt er: Das passt. Er fühlt sich aufgehoben und verstanden.

Einer der täglichen Kurzgottesdienste wird Ebi gewidmet. Kurt ist überwältigt davon, wie viele Menschen kommen. Es war wunderschön, erinnert er sich heute. Durch diese Feier und durch seine täglichen Andachten bekommt Kurt einen neuen Bezug zur Kirche.

In den folgenden Jahren wird das eine wichtige Rolle in seinem Leben spielen. Er engagiert sich mehr und mehr, wird von einem Hilfe-Suchenden zu einem Hilfe-Gebenden.

Die Stiftskirche wird zu einem Ort der Verbundenheit mit Ebi und dem neuen Leben.

In der Markthalle hatten Ebi und Kurt Freunde und Bekannte. Sie ist einer der ersten Orte, die Kurt aufsucht.

Er fühlt sich willkommen. Ihr habt mir nach Ebis Tod gutgetan, sagt er mal zu den Menschen in der Kirche. Und hört dann: Auch du hast dieser Kirche gutgetan. Als Trauernder, als schwuler Mann.

Ebis Asche ist die ganze Zeit über in Kurts Wohnzimmer.

Die ganze Zeit über ist Ebis Asche in Kurts Wohnzimmer. Manche Besucher begrüßen Ebi, wenn sie kommen. Eine Freundin bringt ihm immer Blumen mit. Fast alle finden es irgendwie gut, dass Ebis Asche so nah ist. Das passt zu euch, ihr wart immer zusammen.

Die Asche ist nicht Ebi, sagt Kurt. Aber durch sie ist er präsent. Manchmal spricht er mit ihm. Einmal träumt er von ihm. Ebi war so nah, so echt, seine Stimme so klar. Die Stimme, die verschwindet als erstes aus der Erinnerung, sagt Kurt.

Nach Ebis Tod arbeitet Kurt noch eine Weile weiter, zusammen mit ein paar alten Kollegen. Für ein paar Jahre, bis er sich langsam aus dem Arbeitsleben zurückzieht.

Wenn einer von uns stirbt, soll der andere nicht ewig trauern. Diesen Satz hatte Ebi mal gesagt, 2002 in einem Café in Paris, einige Jahre vor seinem Tod. Und dieser Satz ist wichtig für Kurt. Er gibt ihm den Auftrag, wieder ins Leben zu finden.

Wenn einer von uns stirbt, soll der andere nicht ewig trauern.

Ebi sagte damals auch: In seinem nächsten Leben wäre er gerne Pianist oder Sänger. Auch an diesen Satz erinnert sich Kurt, kauft sich ein E-Piano und nimmt Klavierstunden. Für Ebi. Um ihm zu zeigen, das mache ich jetzt für dich.

Er fängt auch an zu singen. In den Kirchen singt er das Gesangbuch rauf und runter. Die Lieder kennt er schon seit seiner Kindheit. So hat er sich seine Trauer aus dem Leib gesungen, sagt er. Früher hätte er sich das nicht getraut, das Singen. „Da habe ich gemerkt, der Ebi ist in mir drin. Schubst mich, gibt mir Selbstbewusstsein.“ Singen ist für Kurt zur Therapie geworden.

Früher hätte ich mich das nicht getraut. Aber Ebi schubst mich und gibt mir Selbstbewusstsein.

Heute lebt Kurt in Salzburg. Nachdem sein Arbeitsleben zu Ende war und er auch die Wohnung aufgeben musste, wo er mit Ebi gelebt hatte, hielt ihn nicht mehr viel in Stuttgart. Bei einem Besuch in Salzburg öffnen sich Türen. Kurt geht mutig hindurch, und jetzt fühlt er sich dort sehr zuhause.

Noch immer steht Ebis Asche in einer hölzernen Urne im Wohnzimmer. Zusammen mit einem Campari-Aschenbecher aus Steingut (Ebi war leidenschaftlicher Campari-Trinker) und einem kleinen Stoff-Wichtel, der Ebi gehört hatte.

Noch immer geht Kurt jeden Tag zu den Benediktinern zum Gebet und singt mit ihnen gregorianische Gesänge.

Das Klavierspielen und das Singen sind ihm wichtig geblieben. Beides hat seinen Platz in Kurts neuem Leben. Sie sind eine Hinterlassenschaft, die ihn mit Ebi verbindet, und auch ein Geschenk für die Zukunft.

Das Singen ist für Kurt zur Therapie geworden.

Wenn es soweit ist, möchte Kurt die Asche von Ebi mit in sein eigenes Grab nehmen, in Salzburg. Gekauft hat er es schon.

Seit sechs Jahren lebt Kurt in Salzburg.

Erika Wilhelmer

Ein Stuttgarter Original

Erika Wilhelmer war eine Gastro-Legende
und die Gründerin des Stuttgarter Schweine-Museums.
Sie hat Stuttgart geprägt. Man sagt: Wer sie kennenlernen durfte, der hat wirklich Schwein gehabt.

Rote Haare waren ihr Markenzeichen. Sie war gerade mal 1,64 Meter groß. Aber es würde Erika Wilhelmer nicht gerecht werden, sie nur an Äußerlichkeiten festzumachen. Sie war eine charakterstarke, selbstbewusste und taffe Geschäftsfrau, die sich in einer Männerdomäne bewiesen hat. Dabei ging es ihr selbst nie darum, sich zu vergleichen oder zu beweisen. Erika Wilhelmer war eine eigene Persönlichkeit. Wenn sie den Raum betrat, dann füllte sie ihn mit ihrer einzigartigen Aura.

1971 verwandelte sie den Hobby-Club im Stuttgarter Westen in die Weinstube „Stäffele“.

Dieses Selbstbewusstsein hatte sie sich im Laufe ihres Lebens aufgebaut. Ein Leben, das am Mittwoch, 17. Januar 1940, im schönen Innsbruck begann. Als Einzelkind in der DDR groß geworden, war sie stets fleißig und gewissenhaft in der Schule. Sie lernte früh im Leben, mutig und zielstrebig ihren eigenen Weg zu gehen. Denn als Erika Wilhelmer gerade zwölf war, starb ihre Mutter.

Sie war 19, als sie nach Stuttgart kam. Alleine, ohne Geld oder Beziehungen. Was sie allerdings für damalige Zeiten bereits war: eine emanzipierte Frau. Getreu ihrem Motto „Ärmel hoch“ packte sie es in den 1960er-Jahren an: arbeitete als Kellnerin, betrieb eine Gaststätte und ein Tanzlokal, übernahm eine Vertretung für Berufskleidung, verkaufte Schnaps im Greiner-Festzelt und bediente saisonal in der Gaststätte im Höhenpark Killesberg. Mit ihrer freundlichen und aufmerksamen Art hat sie sich überall schnell das Vertrauen der Gäste erworben.

Dann war sie bereit für den nächsten Schritt: Sie übernahm den Hobby-Club im Stuttgarter Westen, aus dem 1971 die idyllische Weinstube „Stäffele“ wurde. Dort und damit begann die eigentliche Erfolgsgeschichte von Erika Wilhelmer. Damit es ein Erfolg werden konnte, musste die leidenschaftliche Wirtin fleißig, diszipliniert und hart arbeiten. Gerade der Start war finanziell gesehen schwierig. Aber Erika Wilhelmer war voller Tatendrang, Mut und einer aus der Not geborenen unglaublichen Kreativität. So öffnete sie die Türen des „Stäffele“ nicht nur am Abend, sondern bereits in den Morgenstunden als Frühlokal für Nachtschwärmer und am Mittag als Teenie-Disco. Die Konzession so auszureizen, bedeutete aber auch, selbst unzählige Stunden hinter der Theke zu stehen.

Auch das war nicht genug für die damals 30-jährige Frau. Damit ihr schwäbisches Lokal im Buschle-Areal bekannt und gefunden werden konnte, brachte sie kurzerhand einen eigenen Gästeführer heraus. „Zur Sache Stuttgart“ erscheint seither immer halbjährlich, seit nunmehr 40 Jahren. Auch bei diesem Projekt war sie selbst die treibende Kraft und verteilte höchstpersönlich die druckfrischen Exemplare auf allen Stuttgarter Großmessen an Messeaussteller und internationale Geschäftsleute.

Für die Gründerin der Schweinemuseums ist es nur passend, wenn auch an ihrer Trauerfeier die Vierbeiner präsent sind.

Erika Wilhelmer war umtriebig, voller neuer Ideen, clever und hatte immer ein gutes Gespür für ihre Gäste. So machte sie sich über Jahrzehnte einen Namen, auch über die Grenzen der Landeshauptstadt hinaus. Stuttgart selbst war der geschäftstüchtigen Gastronomin immer wichtig, ein Herzensthema. Deshalb gehört die Weinlaube „Die Stäffelesrutscher“ auch seit Anbeginn zu den Aushängeschildern auf dem Stuttgarter Weindorf. 1989 eröffnete sie einen liebevoll dekorierten Stand zum Weihnachtsmarkt.

45.000 Exemplare sammelt sie für das Schweinemuseum.

Nach und nach kamen weitere Gaststätten, Betriebe und ein Wasen-Zelt zum Lebenswerk hinzu. Dafür sorgte ihr einziger Sohn Michael Wilhelmer, der um 1990 in den Betrieb seiner Mutter eingestiegen ist.

Wohl war es für die alleinerziehende und starke Mutter nicht immer einfach zu verstehen und auszuhalten, dass ihr Nachkomme einiges verändern wollte. Das brachte sie auch mal auf die Palme: „Wirst schon sehen, was wir davon haben!“ Aber letztlich hat sie seine Entscheidungen nicht nur akzeptiert, sondern auch mitgetragen. Zeigte sich zudem sehr stolz auf ihren geliebten Sohn und seinen Erfolg.

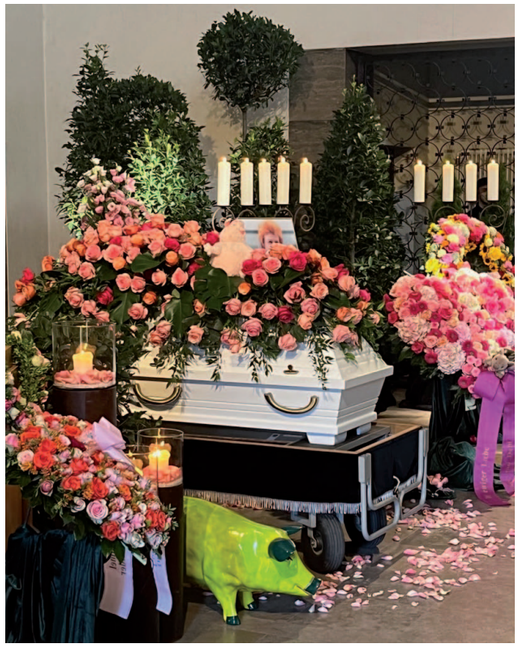
Erika Wilhelmer war bei allen beruflichen Zielen und Herausforderungen vor allem eins: ein fürsorglicher Familienmensch. Sie hat sich immer beschützend vor ihre Familie gestellt. Eine Familie, die um ihre Schwiegertochter Dani sowie vier Enkelsöhne angewachsen ist.

Angewachsen sind im Laufe der Zeit auch die Schweine-Exponate der passionierten Sammlerin, die sich damit einen Lebenstraum erfüllte. Am 1. Mai 2010 eröffnete sie das Schweine-Museum im ehemaligen Stuttgarter Schlachthof. Mit dabei: mehr als 45.000 Schweine-Exponate aus der ganzen Welt. Kein Wunder, dass dieses Museum bereits mehrfach im Guinness-Buch der Rekorde erwähnt wurde.

Erika Wilhelmer selbst war dagegen keine Frau, die Rekorde oder Luxus suchte. Ihr Luxus war ihre Sammelleidenschaft, die sie gerne auf Flohmärkten auslebte. Leidenschaftlich und schnell ist sie auch immer Auto gefahren. Viele Jahre war sie mit ihrem Markenzeichen unterwegs: einem Schweine-Dachgepäckträger. Strafzettel bereiteten ihr kein Kopfzerbrechen, denn sie fand schneller eine Ausrede als die Maus ein Mauseloch.

Glücklich und zufrieden mit ihrem eigenen Leben, zeigte sich Erika Wilhelmer in farbenfroher Kleidung. Sie färbte sich mit 56 Jahren die Haare rot und trug schlagfertig stets einen kessen Spruch auf den Lippen. Urlaubsanträge ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter kommentierte die Chefin mit „Scho wieder? Du warsch doch erscht!". An dieser Stelle ist sie von sich selbst ausgegangen, sie brauchte oder nahm nie Urlaub. Ansonsten zeigte sie sich in ihrem Leben als herzensguter und liebevoller Mensch. Sie wollte helfen; und das tat sie auch, packte tatkräftig mit an.

Erika Wilhelmer hat ihr ganzes Leben gekämpft, wirkte mitunter auch hart. Dabei war sie im Grunde eine Vorbild-Schwäbin, die achtsam mit allem umgegangen ist. Sie hat es gehasst, wenn jemand verschwenderisch war, und kam dann so richtig in Fahrt: „Wie solla mer des wieder reihola? So kann i koi Geld verdiena.“ So war sie: direkt, geraderaus, beinhart, dabei aber ehrlich und gerecht.



Erika Wilhelmer stand für Beharrlichkeit und einen unglaublichen Willen. Sie wollte etwas unternehmen und bewegen, sich und andere glücklich machen. Vergriff sie sich einmal im Ton, konnte sie sich entschuldigen und war selbst nie nachtragend. Erika Wilhelmer war authentisch, einzigartig. Ein Original.

Mitte 70 erkrankte Erika Wilhelmer an Demenz. Mit 82 Jahren, am 2. August 2022, ist sie an den Folgen eines Tumors verstorben. Am 8. August wurde sie auf dem Waldfriedhof Stuttgart beerdigt.

Diese umtriebige, willensstarke Persönlichkeit hat viele Menschen berührt, war in Stuttgart bekannt wie ein bunter Hund und hat in der Stadt Spuren hinterlassen. Sie selbst war ein Workaholic. So förderte, forderte und prägte sie ihr Team. Ihre Familie ist voller Dankbarkeit für alles, was Erika Wilhelmer geleistet, erreicht und gegeben hat. Und was das Vermächtnis angeht, voller Klarheit: „Tradition ist nicht das Halten der Asche, sondern das Weitergeben der Flamme. Ihr Feuer brennt weiter in uns. Für immer.“

Die Trauerfeier wurde von Christine Hahn gestaltet, die uns hier ihren Text zur Verfügung gestellt hat.

Inge Engber

Lehrerin, Musikliebhaberin, kulinarische Verwöhn-Oma

Inge war eine Tochter aus gutem Hause. Und darauf war sie immer ein wenig stolz. Stolz war sie auch darauf, dass ihr Vater dem Nazi-Regime getrotzt hatte. Auch wenn das für sie bedeutet hatte, als Kind sechs Mal umzuziehen, immer die Neue zu sein, lange Jahre keine guten Freunde zu haben. Zumindest bis sie in die Wirtschaftsoberschule kam. Dort fand sie Freunde, die sie danach ein Leben lang begleiteten. Freunde, die auch jetzt, mehr als 70 Jahre später, bei ihrer Trauerfeier waren. Inge hatte sie stets zusammengehalten und die Klassentreffen organisiert.

In erster Ehe heiratete Inge Hans, den Vater ihrer drei Kinder.

Ihre Schüler sollten mehr können als nur eine Tiefkühlpizza in den Ofen schieben.

Zwanzig Jahre später, am 1. Mai 1974, traf sie ihren zweiten Mann auf der Gerokshöhe. Die beiden spielten Tennis und waren ein gutes Team.

Inge war sportlich, und das war etwas, das Inge und Butz Engber miteinander verband. Fahrradfahren, über 1000 Kilometer im Jahr, lange ohne Motor und später dann mit.

Beim Skifahren war Inge vorsichtig. Ihr war bewusst, was alles schief gehen konnte. Nur einmal, da hat sie auf der Piste auf einen anderen Skifahrer mit dem Skistock eingeschlagen. Er hatte ihren Sohn in Gefahr gebracht. Wenn es um ihre Familie ging, wurde Inge zur Löwin.

Zusammen waren Inge und Butz zweimal in Amerika, zweimal in Afrika, zwanzigmal auf Sylt und zwanzigmal in St. Moritz. Sie waren in Italien auf den Inseln und in den Bergen, in Frankreich in der Bretagne und im Elsass, in Spanien auf Mallorca und den Kanaren, auch in Portugal. All diese Reisen hat Inge sorgfältig aufgeschrieben in ihrem Lebenslauf. Denn sie waren ihr wichtig.

Studiert hat Inge Hauswirtschaft und Religionspädagogik. Das und später die Arbeit an der Schule haben ihr Unabhängigkeit und auch Sinn gegeben. Eine Selbstständigkeit, nach der sie sich lange gesehnt hatte.

Ihre Arbeit war ihr wichtig. Sie wollte, dass ihre Schüler sich gut ernähren und kochen konnten – dass sie mehr hinbekommen als nur eine Tiefkühlpizza in den Ofen zu schieben.

Inge Engber über die Jahre.

Inge mit ihrem ganzen Stolz: ihren Enkelinnen und Enkeln.

Inge war immer unternehmungslustig. Dabei ging es nie um pure Unterhaltung. Sie hatte immer auch einen gewissen Anspruch, schätzte Kultur, Museen, wollte eine Lernerfahrung.

Opern waren die glücklichsten Höhepunkte in ihrem Leben, so schrieb sie es selbst, auch dies in ihrem Lebenslauf. Sie ging gerne in die Oper und liebte anspruchsvolle Musik.

Inge war offen für moderne Technik, vor allem, wenn ihr das gute Musik lieferte. Nützlich wäre es natürlich schon auch gewesen, wenn sie gewusst hätte, wie sie die Musik danach wieder ausschalten kann. Einmal ließ sie einen iPod draußen auf der Terrasse liegen und dudeln, bis die Batterie leer war – weil sie nicht herausbekommen hatte, wo man so ein Ding abschaltet. Irgendeine Lösung fand sich immer. Später hieß es, wenn sie etwas nicht wusste: Fragst den Google.

20 Jahre lang hat sie Vorlesungen an der Uni Stuttgart besucht. Geschichte war ihre Leidenschaft, vor allem die württembergische. Sie wusste unglaublich viel und war dabei nicht nur eine neutrale Beobachterin, sondern oft auch emotional involviert in die Geschichten. Dass Wilhelm I. einst für die Rotenberg-Kapelle das Stammschloss abgerissen hatte, machte sie richtig wütend.

Sie war eine gute Bridgespielerin, hatte Freude an der Komplexität des Spiels und dem regelmäßigen Miteinander.

Das Allerwichtigste war ihr immer Familie. Ihre Enkelinnen und Enkel: Deren Aufwachsen hat sie immer einfühlsam begleitet, voller guter Ratschläge und horizonterweiternder Unternehmungen. Egal was sie mit ihnen unternommen hat, ein bissle Kultur musste mit dabei sein.

Sie war auch die kulinarische Verwöhn-Oma. Die immer eine Punktlandung bei den Portionen machte, nie gab es zu viel, nie zu wenig. Aber die Soße war das Wichtigste überhaupt.

Es gab nie zu wenig oder zu viel. Die Soße war das Wichtigste überhaupt.

Und sie war eine gute Köchin, hat selbst ein urschwäbisches Kochbuch geschrieben. Sie hatte Freude daran, ihr Wissen weiterzugeben.

Der Tod ihrer Tochter Eva hat ihr das Herz gebrochen. Es hat lange, lange gebraucht, bis sie wieder Wege finden konnte, um etwas heiterer zu sein. Dreimal kämpfte sie selbst mit dem Krebs, der immer wieder kam und dem sie schließlich erlag.

Inge war klar und resolut. Sie wusste, was sie wollte, und war immer voller guter Ratschläge. Sie war hellwach und präsent und an anderen Menschen interessiert. Sie war zupackend und herzlich. Anspruchsvoll und klar. Und sie hatte ihre eigenen Vorstellungen, was richtig und recht war, und ihre ganz eigene Verletzlichkeit.

Am Freitag, 18. März 2022, wurde sie im großen Kreis ihrer Familie, Freunde und Nachbarn in Stuttgart-Sillenbuch begraben – natürlich mit anspruchsvoller Musik.

Trauergruppen und Begleitung

Hospiz St. Martin · Jahnstraße 44-46 · 70597 Stuttgart Tel.: 0711 · 652 90 70 · www.hospiz-st-martin.de
Einzelgespräche und -begleitung, Gesprächsgruppen, Reisen, Wochenenden

Hospiz Stuttgart · Stafflenbergstraße 22 · 70184 Stuttgart Tel.: 0711 · 237 41 52 · www.hospiz-stuttgart.de
Einzelgespräche und -begleitung, Gesprächsgruppen

Hospizgruppe Leinfelden-Echterdingen
Barbara Stumpf-Rühle Tel.: 754 17 33 · Gudrun Erchinger Tel.: 756 05 14 · Elfriede Wieland Tel.: 754 13 41

Hospizdienst Leonberg · Seestraße 84 · 71229 Leonberg
Tel.: 07152 · 335 52 04 · www.hospiz-leonberg.de

Hospizdienst Ostfildern · Café für Trauernde Treffpunkt Ruit · Scharnhauser Straße 14 · 73760 Ostfildern-Ruit
Tel.: 0711 · 341 53 36 oder Tel.: 0711 · 616 099 Gesprächskreis & Gesprächsgruppe für Trauernde

Hospiz Esslingen · Keplerstraße 40 · 73730 Esslingen · Tel.: 0711 · 13 63 20 12 · www.hospiz-esslingen.de
Einzelbegleitung, Trauergruppen (donnerstags), Trauercafé (einmal im Monat, sonntags)

Verwaiste Eltern · Hubertus Busch · Seelsorger im Olgäle · Tel.: 0711 · 278 73 860
Vermittlung, Trauergruppen für Eltern, die ein Kind verloren haben

Arbeitskreis Leben · Römerstraße 32 · 70180 Stuttgart Tel.: 0711 · 60 06 20 · www.ak-leben.de
Einzel-, Paar- und Familiengespräche für Menschen, die einen Angehörigen durch Suizid verloren haben

Quellenangaben

Die Quellen der Bilder werden seitenweise angegeben, innerhalb der Seite jeweils von links nach rechts und von oben nach unten.

Umschlag: alles Adobe Stock / Fotolia
Seite 3: Lange Photography
Seite 4: Inge Sobotta, Inge Sobotta, Inge Sobotta, Günter Bergmann
Seite 5: Inge Sobotta, Inge Sobotta
Seite 7: Adobe Stock
Seite 8 & 9: Adobe Stock, Adobe Stock
Seite 11: Susanne M. K. Baur - Fotografie
Seite 12 & 13: Adobe Stock, Adobe Stock
Seite 14: Adobe Stock
Seite 15: privat
Seite 16: Marius Kramer
Seite 17: Marius Kramer, Marius Kramer, Sven Götz
Seite 18 & 19: alle privat
Seite 21: Christopher Koch
Seite 21 & 22: Adobe Stock, Adobe Stock

Texte, falls nicht anders angegeben: Andrea Maria Haller · Inhaltliche Beratung: Heiko Hauger

In guter Gesellschaft · Uffkirchhof Bad Cannstatt

Augustin Krämer

Mediziner, Anthropologe, Völkerkundler geboren 1865 in Los Ángeles (Chile) gestorben 1941 in Stuttgart

Die aus Württemberg stammende Familie Augustin Krämers lebte Mitte des 19. Jahrhunderts für 18 Jahre in Chile. In dieser Zeit kam Augustin zur Welt. Aufgewachsen ist er dann in Stuttgart-Berg.

Er studierte Medizin in Tübingen und Berlin. Nach seinem Abschluss wurde er Arzt bei der Kaiserlichen Marine. Nebenbei studierte er weiter: Geologie und Zoologie. Ab 1893 bereiste er als Schiffsarzt der Marine die Weltmeere. Eines seiner Ziele war die damalige deutsche Kolonie Samoa, für die er sich sehr begeisterte.

1897 führte ihn eine mehrjährige Forschungsreise zur Inselwelt Polynesiens und Mikronesiens. Er legte völkerkundliche Sammlungen an und veröffentlichte Forschungsergebnisse, die heute noch als Grundlagenwerk dienen.

Insgesamt war Krämer 20 Jahre als Generalstabsarzt im Dienst der Kaiserlichen Marine. Parallel arbeitete er intensiv als Völkerkundler und leitete mehrere Expeditionen.

Als leidenschaftlicher Sammler vermachte er später viele seiner Sammlungen Museen in Berlin und Hamburg. Die wertvollste ging ans Linden-Museum Stuttgart, dem er nach der Eröffnung 1911 für vier Jahre als erster Direktor vorstand.

Von 1911 bis 1921 war er Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. 1919 wurde er Dozent für Völkerkunde an der Universität Tübingen und 1925 zum Honorarprofessor berufen. Bis zu seiner Emeritierung 1933 baute er die Sammlungen weiter aus.

Augustin Krämers Grab auf dem Uffkirchhof.

In dieser Serie schreibt Werner Koch, der ehemalige Leiter des Garten-, Friedhofs- und Forstamtes der Stadt Stuttgart. Er ist zusammen mit seinem Sohn, dem Fotografen Christopher Koch, Autor des Stuttgarter Friedhofsführers.

Was ist schlimmer: wenn ein böser Mensch stirbt oder ein guter?
Hatten Sie schon viele Morde?
Was passiert, nachdem jemand ermordet wurde?
Glauben Sie an ein Leben nach dem Tod?
Ist schon mal jemand im Sarg wieder aufgewacht?
Träumen Sie von den Toten?
Glauben Sie an Geister?
Wie sind Sie zu diesem Beruf gekommen?
Warum darf man die Asche nicht mit nach Hause nehmen?
Wie gehen Sie damit um, wenn ein junger Mensch stirbt?
Was war das Schlimmste, das Sie je gesehen haben?
Welches Lied hätten Sie gerne an Ihrer Beerdigung?
Was machen Sie mit Unfallopfern?
Nachdem meine Oma gestorben ist, kam sie nochmal zu mir. Ist das schlimm?
Darf man einem Toten sein Handy mitgeben?
Haben Sie keine Angst vor den Toten?
Weiß Ihr Mann, was Sie den ganzen Tag machen?

Haben Sie keine Angst vor den Toten?

Darf man einem Toten sein Handy mitgeben?

Warum darf man die Asche nicht mit nach Hause nehmen?

Glauben Sie an Geister?

Solche und andere Fragen hören wir häufig. Denn wir haben regelmäßig Schulklassen oder Konfirmationsgruppen bei uns zu Gast, die Führungen durch das Bestattungshaus machen. Wir zeigen ihnen nicht nur die Räume, die öffentlich sind. Wir gehen mit ihnen auch in unseren Versorgungsraum, ins Sarg-Lager oder in den Kühlraum, wo die Toten abgedeckt im Sarg liegen.

Manche dieser Fragen erwischen uns kalt. Dann müssen wir ganz schnell nachdenken.

Ja, wie ist das eigentlich?

Hier in dieser neuen Rubrik wollen wir auf ein paar dieser Fragen eingehen.

Was ist schlimmer: wenn ein böser Mensch stirbt oder ein guter?

Das ist eine überraschend gute Frage. Spontan denkt man vielleicht, es ist viel schlimmer für die Welt und für die Angehörigen, wenn ein „guter“ Mensch stirbt. (Wobei sich die Frage danach, was ein guter Mensch ist, ausführlich philosophisch betrachten lassen könnte.)

Stirbt jemand, der als gut empfunden wurde, der geliebt war, dann ist da erst einmal großer Schmerz über den Verlust. Da ist vielleicht Wut, weil noch viel mehr Gutes hätte entstehen können. Oder Unverständnis. Ein Gefühl von „das Leben nicht mehr verstehen“. Hinzu kommt oft Dankbarkeit für all das Gute, das dieser Mensch in die Welt gebracht hat. Dann wieder Leere. Aber da sind auch gute Erinnerungen. Da ist die Dankbarkeit, dass man jemanden kennen durfte und mit dieser Person eine Bindung hatte. Vielleicht auch ein Gefühl von Privileg.

Ein Mensch, der seiner Umwelt das Leben eher schwer gemacht hat, hinterlässt weniger gute Erinnerungen. Vielleicht sogar Erleichterung, weil er keinen Schaden mehr anrichten kann.

Schon die Verfasser der Bibel hatten keine Angst davor, mangelnde Trauer aufgrund von moralischem Fehlverhalten zu benennen. 2. Chronik 20, 20: „Joram war mit 32 Jahren König geworden und hatte acht Jahre in Jerusalem regiert. Als er starb, trauerte niemand um ihn.“

„Als er starb, trauerte niemand um ihn.“

Allerdings hinterlässt so ein Tod im engeren Kreis auch oftmals Bedauern über all das, was nicht möglich war. Vielleicht ist da ein Gefühl der Ohnmacht. Oder Schuldgefühle, weil man selbst etwas nicht verhindern konnte oder einen eigenen Anteil daran hatte.

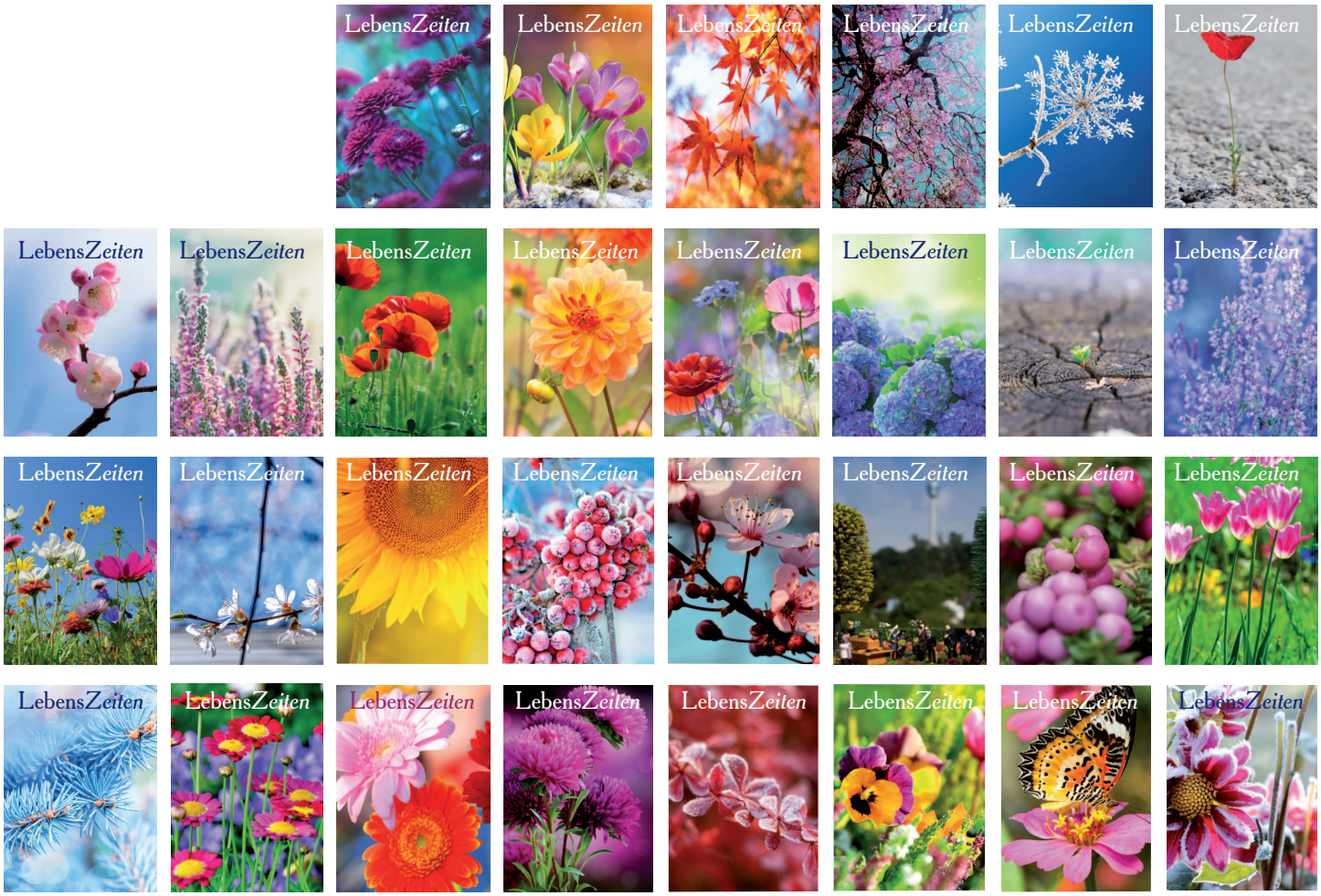
Und manchmal kommt noch hinzu, dass die Reaktionen der Umwelt weniger mitfühlend sind. Oder man sich für seine Gefühle schämt.

Schwierig ist außerdem, dass nun keine Versöhnung mit einer lebenden Person mehr möglich ist. Dass das Ende wirklich das Ende ist.

Denn vielleicht trägt man noch Dinge in sich, nach denen man sich gesehnt hatte. Eine Einsicht. Eine Bitte um Vergebung. Bedauern auf der Seite des anderen. Wenn es am Ende so gar nichts gibt, das einlenkt, wo vielleicht der Hinweis auf ein Übereinkommen in der Luft gelegen hätte, dann ist es schwer.

Manchmal hören wir allerdings von Angehörigen, dass es in den letzten Tagen noch eine Änderung gab. Dass ein Mensch am Schluss weicher wird, zugänglicher, einsichtiger. Und dann kann und will man fast Shakespeare Recht geben, wenn er sagt: Ende gut, alles gut.

LebensZeiten soll helfen, sich auf das Unvermeidliche vorzubereiten, und Mut machen für das Leben danach. Ein Magazin des Bestattungshauses Haller.



Möchten Sie LebensZeiten regelmäßig erhalten?

Dann senden Sie diesen Coupon an LebensZeiten, Bestattungshaus Haller, Obere Weinsteige 23, 70597 Stuttgart oder kontaktieren Sie uns per E-Mail an lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de.
Wir schicken Ihnen die nächsten Ausgaben von LebensZeiten zwei Jahre lang zu, innerhalb Deutschlands kostenlos.

Vorname: Nachname:

(LZ31)

Straße: PLZ & Ort:

(Kunden des Bestattungshauses Haller erhalten LebensZeiten automatisch zwei Jahre lang.)

Impressum

LebensZeiten, Herausgeberin & Redaktion: Andrea Maria Haller, Obere Weinsteige 23, 70597 Stuttgart, Internet: www.bestattungshaus-haller.de/magazin-lebenszeiten
E-Mail: lebenszeiten@bestattungshaus-haller.de · Lektorat: www.renkenberger.net
Druck: Offizin Scheuffele · Auflage 3.200 · LebensZeiten erscheint vierteljährlich.